

LESEPROBE

Lena Sundermann

Warum tust du das?

*Roman über eine narzisstische Beziehung, erzählt von
beiden Seiten*

Vorbemerkung

Dieser Roman schildert psychische Gewalt in einer Beziehung, in der niemand die Hand hebt: Abwertung vor anderen, den Zweifel an der eigenen Erinnerung, den langsamen Verlust von Freundschaften, Schlaflosigkeit und die Erschöpfung, die daraus folgt.

Wenn du selbst gerade in einer solchen Beziehung lebst oder eine hinter dir hast, kann dir dieses Buch nahekomen. Du darfst es jederzeit weglegen, und du darfst zuerst nach hinten blättern: Im Anhang stehen Anlaufstellen, ein Hinweis zur digitalen Sicherheit und eine kurze Ordnung der Muster, die im Roman vorkommen.

Wenn du selbst daran denkst, nicht mehr da zu sein, sprich bitte mit jemandem, jetzt und nicht später. In Deutschland ist die TelefonSeelsorge unter **116 123** und **0800 111 0 111** rund um die Uhr erreichbar, kostenlos und anonym. In Österreich erreichst du die Telefonseelsorge unter **142**, in der Schweiz die Dargebotene Hand unter **143**. Bei akuter Gefahr gilt in allen drei Ländern die **112**.

Marie und Julian sind erfunden. Die Muster sind es nicht.

Prolog (Marie)

Das Treppenlicht geht aus, während ich noch auf der dritten Stufe stehe.

Ich könnte den Schalter drücken. Er ist gleich da, ein schwach glimmender Punkt in der Dunkelheit, aber ich stehe nur und atme und halte in jeder Hand einen Koffer. Der linke ist schwer, da sind die Bücher drin. Der rechte ist fast leer. Ich habe nicht gewusst, wie wenig von mir noch in dieser Wohnung lag.

Unten, zwei Straßen weiter, wartet Katrin im Auto. Vor einem halben Jahr hätte ich niemanden gehabt, den ich hätte anrufen können, und das ist das Genaueste, was ich über diese zwei Jahre sagen kann.

Oben, hinter der Tür, ist es still. Keine Schritte, kein Rufen. Julian schreit nicht. Julian hat noch nie geschrien, das muss man ihm lassen, und ich hasse mich dafür, dass ich sogar jetzt Sätze denke, die ihn verteidigen.

Meine Hände brennen an den Griffen. Im Haus riecht es nach dem Abendessen der Nachbarn, nach Zwiebeln und gebratenem Speck, ein so normaler Geruch, dass mir die Knie weich werden. Irgendwo läuft ein Fernseher. Die Welt kocht Zwiebeln, während ich mein Leben die Treppe hinuntertrage.

Dann höre ich ihn doch. Er ist direkt hinter der Tür, er muss die ganze Zeit dort gestanden haben, und seine Stimme ist ruhig und freundlich, wie sie immer ruhig und freundlich ist, kurz bevor etwas in mir zerbricht.

„Kein Mensch wird dich je wieder so sehen wie ich, Marie.“

Das Schlimmste ist nicht der Satz. Das Schlimmste ist, dass ein Teil von mir nickt.

Ich drücke den Schalter. Das Licht springt an, gelb und nüchtern, und die Treppe ist nur eine Treppe.

Vier Stufen, dann elf, dann noch elf. Und das noch dreimal, dann die Tür.

Ich fange an zu gehen.

ERSTER TEIL

*

Der Himmel

Zwei Jahre zuvor

Kapitel 1 (Marie)

Der Junge auf Platz elf hat seit Ostern nicht mehr gesprochen, wenn mehr als drei Leute im Raum sind, und heute Nachmittag sitzt mir seine Mutter gegenüber und hat es eilig.

Es ist Mittwoch, Elternsprechtag, Viertel nach fünf. Ich sitze seit zehn seiner Sorte an diesem Tisch, auf dem eine Uhr liegt, die ich hingelegt habe, damit ich nicht auf mein Handy sehen muss. Draußen im Flur warten drei Väter auf Stühlen, die für Neunjährige gebaut sind.

Die Mutter will hören, dass es normal ist. Sie sagt es nicht so, sie sagt: „In dem Alter ist das doch noch nicht so schlimm, oder?“, und sie hat schon die Tasche auf dem Schoß.

Ich könnte ja sagen. Ich habe elf Minuten und hinter mir noch fünf Termine, und ja wäre eine Antwort, mit der wir beide hier rauskämen.

„Ich habe ihn diese Woche zweimal reden hören“, sage ich stattdessen.

Sie sieht auf.

„Einmal mit dem Meerschweinchen. Und einmal mit Leon, als er dachte, ich stehe im Flur.“

Die Tasche rutscht ihr vom Schoß auf den Boden, und sie greift nicht danach. „Das wusste ich nicht“, sagt sie. Und dann, nach einer Weile: „Er redet zu Hause auch nicht mehr viel.“

Der Termin dauert statt elf Minuten fünfundzwanzig. Der erste Vater draußen schnauft zweimal hörbar durch die Tür. Das ist mir egal, und es ist mir nicht einfach so egal, sondern ich entscheide mich dafür, mit dem Blick auf die Uhr, die ich selbst hingelegt habe.

Um sieben bin ich die Letzte im Gebäude.

Frau Okafor kommt noch einmal zurück, weil sie ihre Brille vergessen hat, und sieht mich an meinem Pult sitzen und sagt: „Du weißt schon, dass du das nicht bezahlt kriegst.“

„Ich weiß.“

„Deshalb bist du auch gut.“ Sie nimmt die Brille und geht und ruft aus dem Flur: „Und trotzdem: Geh nach Hause, Sander.“

Ich fahre nicht sofort. Ich bleibe noch zehn Minuten sitzen, in dem Raum, in dem es nach Wischwasser und altem Apfel riecht, und ich bin nicht müde, sondern satt, und ich weiß, dass das ein seltener Zustand ist und dass ich ihn niemandem erklären könnte, ohne dass es nach Ausrede klingt.

Meine Wohnung ist im dritten Stock über einer Apotheke, dreieinhalb Zimmer, und der Flur ist drei Quadratmeter groß. In diesem Flur hängt eine Garderobe, die ich in meinem ersten Jahr hier selbst angebracht habe, schief, mit dem falschen Dübel, und die seitdem hält. Ich wohne hier seit sieben Jahren. Wenn man nachts aufsteht, muss man den zweiten Schritt etwas kürzer machen, wegen der Diele, die knarrt. Ich mache ihn im Schlaf kürzer.

Um halb neun ruft meine Mutter an, zwei Tage zu früh, weil sie am Freitag zur Fußpflege muss. Sie erzählt von der Hüfte der Nachbarin, und ich sage an den richtigen Stellen ja und ach und tatsächlich, und am Ende sagt sie: „Ich mach mir ja keine Sorgen um dich.“ Ich sage: „Ich weiß, Mama.“ Dann lege ich auf und stehe eine Minute in der Küche und mache mir dann eine Scheibe Brot.

Um zehn kommt Lea. Sie bringt Wein mit, den sie unterwegs gekauft hat, und trinkt zwei Schluck davon, weil sie morgen

Spätschicht hat und vorher noch zu ihrer Mutter will, und zieht die Beine unter sich auf mein Sofa.

Wir kommen auf Tobias.

Tobias ist der Mann vom letzten Frühjahr, der nach elf Wochen aufgehört hat zu antworten. Nicht Schluss gemacht. Aufgehört. Lea hat damals vierzig Screenshots von mir bekommen, jeden einzelnen, mit Uhrzeit, und wir haben sie zu zweit gelesen wie Aktenlage, und das Wort ist von da geblieben.

„Du hast mir mal geschrieben, du kommst dir vor wie eine Bewerbung, die keine Absage kriegt“, sagt Lea.

„Habe ich das?“

„Am zweiten Mai, halb zwei nachts.“ Sie zuckt mit den Schultern. „Ich bin dein Archiv.“

Ich lache und sage, sie soll das löschen, und sie sagt, kommt nicht in Frage.

Dann sagt sie: „Es liegt nicht an dir. Es liegt daran, dass die Männer, die dich sehen könnten, zu langsam sind.“

„Vielleicht sehe ich einfach nicht aus wie jemand, an dem man hängen bleibt.“

Sie sieht mich lange an. „Du räumst ein, wenn die anderen noch essen. Machst du seit der Schule.“

Ich habe darauf keine Antwort. Ich schenke ihr nach, obwohl sie nicht mehr will, und sie lässt es zu, und wir reden über ihren Chef und über die neue Kollegin in der Praxis, deren Namen sie zweimal erwähnt und beim zweiten Mal zu beiläufig.

Dann sieht sie sich in meiner Küche um, an der Decke entlang, wie man sich in einem Raum umsieht, den man auswendig kennt.

„Du bist die Einzige von uns, die nie umgezogen ist“, sagt sie.
„Sieben Jahre. Ich finde das schön.“

„Das ist keine Leistung. Das ist Bequemlichkeit.“

„Das sagst du.“

Um Viertel nach elf geht sie. An der Tür dreht sie sich um.

„Samstag in zwei Wochen“, sagt sie. „Katrins Hochzeit. Ich bin nicht eingeladen, ich kenne die Frau ja kaum. Rufst du mich Sonntag an?“

„Ich rufe dich Sonntag an.“

„Nicht mittags. Ich schlafe bis zwölf.“

Sie geht die Treppe hinunter, und ich höre unten die Haustür, und ich stehe in meinem Flur zwischen zwei Paar Schuhen, die beide mir gehören, und bin allein und nicht einsam, und der Unterschied zwischen beidem ist so groß, dass ich ihn nie jemandem erklären konnte.

Am Samstag darauf rufe ich Katrin an, und wir reden vierzig Minuten über Herbstblumen und darüber, dass Daniels Mutter die Sitzordnung nicht versteht.

„Du rettetest mich“, sagt Katrin. „Weißt du das eigentlich?“

„Das sagst du jedes Mal.“

„Weil es jedes Mal stimmt. Marie, wenn mir in der sechsten Klasse jemand gesagt hätte, du kriegst eine Freundin, die schreibt dir mit vierzig immer noch die Karten für alles, dann hätte ich ...“ Sie bricht ab und lacht. „Ich rede Unsinn. Ich habe seit Wochen nicht geschlafen.“

Abends setze ich mich an den Küchentisch und schreibe achtzig Sitzkarten. Bei meiner eigenen bin ich am schnellsten.

Kapitel 2 (Marie)

Es gibt einen Moment auf jeder Hochzeit, in dem ich auf meine Hände schaue und sie zähle. Zwei. Immer noch zwei. Keine dritte Hand, die eine davon hält.

Katrins Hochzeit ist schön, das muss ich zugeben, obwohl ich seit vier Stunden auf einem weißen Klappstuhl sitze, der die Rückseiten meiner Oberschenkel in ein Gitter presst. Das Zelt steht auf einer Wiese am Waldrand, die Lichterketten sind an, das Gras riecht nach dem warmen Tag, und über dem Buffet hängen Herbstblumen in kleinen Gläsern, weil Katrin im September heiratet und September eben Herbstblumen bedeutet. Ich habe die Gläser heute Morgen mit aufgehängt. Ich habe auch die Sitzkarten geschrieben, mit meiner Lehrerinnenschrift, von der alle sagen, sie sei so schön ordentlich. Meine eigene Karte steht an Tisch sieben. Marie, zwischen Katrins Tante Regine und einem leeren Stuhl, auf dem eigentlich der Cousin des Bräutigams sitzen sollte, der aber krank geworden ist.

Beim Buffet hat Katrin mich kurz an sich gezogen, mit beiden Armen, mitten im Gedränge. „Ohne dich wäre heute alles schiefgegangen, das weißt du, oder?“ Dann hat jemand nach ihr gerufen, und sie war wieder weg, ein weißer Rücken, dann hatten die Gratulanten sie wieder. Ich habe mir von der Zitronentarte noch nichts genommen und ihr über die Schulter zugerufen, dass ich die später unbedingt probieren will. Später war die Platte leer.

„Und du, Marie?“, fragt Tante Regine gerade und tupft sich Schokoladenmousse aus dem Mundwinkel. „Immer noch solo?“

„Immer noch ich“, sage ich.

Sie lacht, als hätte ich einen Witz gemacht, und legt mir ihre warme, schwere Hand auf den Arm. „Du bist wie ich früher, mein Kind. Immer die Praktische.“ Sie beugt sich näher, ihr Atem riecht nach Sekt. „Bei mir hat's ja auch noch geklappt.“

Dann wendet sie sich wieder ihrem Mann zu. Ich schiebe meinen Stuhl zurück und gehe über die Wiese, als hätte ich ein Ziel.

Am Rand des Zelts sitzt Lina auf dem Boden, das Blumenmädchen, vier Jahre alt, und weint sich gerade in diesen Zustand hinein, den Eltern fürchten und den ich aus meinem Klassenzimmer kenne wie das Wetter. Ihre Mutter kniet daneben und redet auf sie ein, zu schnell, zu viele Wörter. Übermüdung braucht keine Wörter.

Ich hocke mich hin, ein Stück entfernt, und krame in meiner Handtasche. Ganz unten liegt immer irgendwas. Heute ist es ein Radiergummi in Form eines Marienkäfers, den Leon mir am Mittwoch überlassen hat, weil er jetzt einen von Pokémon hat.

„Ich brauche mal jemanden, der aufpasst“, sage ich, nicht zu Lina, eher zur Nacht. „Der hier will immer wegfliegen. Er darf aber nicht. Er hat heute Flugverbot.“

Ich setze den Marienkäfer auf meinen Handrücken. Lina weint weiter, aber sie weint jetzt mit offenen Augen. Nach einer Minute sitzt der Käfer auf ihrem Knie, und sie hält beide Hände darüber, ein Dach aus kurzen Fingern, und atmet in diesem hüpfenden Rhythmus, mit dem Kinder aus dem Weinen zurückkommen. Ihre Mutter sieht mich an, als hätte ich ihr eine Stunde Schlaf geschenkt.

„Danke“, formt sie lautlos.

„Der ist geliehen“, sage ich zu Lina. „Ich brauche ihn Montag wieder. Er ist nämlich Dienstbesitz.“

Lina nickt ernst.

Als ich mich aufrichte, tut mein Rücken weh, und die Musik setzt wieder ein, und für einen Moment stehe ich zwischen dem hellen Zelt und der dunklen Wiese und gehöre zu keinem von beiden. Aus dem Zelt höre ich Katrins Lachen. Es ist ihr Abend. Es ist immer irgendjemandes Abend.

„Sie haben das großartig gemacht.“

Die Stimme kommt von der Steinbank an der Feldmauer, und ich erschrecke, weil ich dachte, ich wäre allein. Da sitzt ein Mann, dunkler Anzug, kein Glas in der Hand, und ich brauche eine Sekunde, bis ich ihn einordnen kann: Tisch drei, neben dem Bräutigam, einer von Daniels Kollegen. Mir ist beim Essen aufgefallen, dass er der Einzige an diesem Tisch war, der der Serviererin gedankt hat, jedes Mal, mit Namen. Sarah. Er hatte auf ihr Namensschild geschaut.

„Das Kind“, sagt er. „Die Nummer mit dem Käfer. Ich habe noch nie gesehen, dass jemand einen Wutanfall so elegant entschärft. Sie haben nicht mal versucht, sie zu beruhigen. Sie haben ihr eine Aufgabe gegeben.“

„Berufskrankheit“, sage ich. „Grundschule. Bei uns heißt das nicht Wutanfall, sondern Dienstagvormittag.“

Er lacht. Es ist ein gutes Lachen, es kommt schnell und geht nicht zu schnell wieder weg.

„Julian“, sagt er.

„Marie.“

„Ich weiß“, sagt er, und als ich eine Augenbraue hebe: „Die Sitzkarten. Ihre Schrift ist auf allen gleich, nur auf Ihrer eigenen nicht. Da haben Sie sich weniger Mühe gegeben.“

Ich sehe ihn an und weiß nicht, was ich sagen soll. Ich habe diese Karten vor einer Woche geschrieben, und bei meiner eigenen habe ich tatsächlich gedacht: egal, die sieht ja keiner an außer mir.

„Das ist entweder sehr aufmerksam oder sehr unheimlich“, sage ich.

„Vermutlich beides“, sagt er. „Ich sitze seit einer Stunde hier draußen und wollte gerade fahren. Jetzt nicht mehr.“

Er rückt ein Stück zur Seite, nicht einladend, eher so, wie man einem Menschen Platz lässt, und ich setze mich, weil meine Füße in den Schuhen brennen und weil die Alternative Tante Regine ist.

Die Steinbank ist kalt durch das Kleid, und das ist angenehm. Aus dem Zelt kommt Musik in Wellen, je nachdem, wie der Wind steht, und irgendwo hinter uns im Gras zirpt etwas, das im September eigentlich nicht mehr zirpen sollte.

„Sie kennen Daniel von der Arbeit?“

„Ich habe ihm im Frühjahr einen Abschluss gerettet“, sagt er, und dann, schneller, als hätte er sich selbst erwischt: „Das klingt größer, als es war. Zwei Wochen Tabellen, er hat die Hand geschüttelt.“

„Und ärgert Sie das?“

Er sieht mich von der Seite an. „Die meisten fragen an dieser Stelle, worum es bei dem Abschluss ging.“

Mein Glas ist warm geworden, weil ich vergesse, daraus zu trinken. Ich stelle es neben mich auf den Stein.

„Nein“, sagt er. „Es ärgert mich nicht.“ Er sagt es leicht, und ich glaube ihm nicht ganz, und das gefällt mir, weil es das Erste an diesem Abend ist, das nicht glatt ist.

„Sie hat bei ihrem Ja gestockt“, sagt er.

„Ich weiß.“

„Nicht aus Zweifel. Sie hatte vergessen, wie man atmet.“

Ich drehe mich zu ihm. „Das haben Sie auch gesehen?“

„Ich sehe mir auf Hochzeiten die Braut an“, sagt er. „Alle anderen sehen sich das Kleid an.“

Es ist ein kleines Ding und fühlt sich groß an.

Dann fragt er nach der Schule.

Nicht: Was machen Sie beruflich. Das hat mich heute schon dreimal jemand gefragt, und dreimal habe ich Grundschullehrerin gesagt, und dreimal kam dieses Nicken, das bedeutet: ah ja, nett, Kinder.

Er fragt: „Wie riecht eine erste Stunde nach den Sommerferien?“

Ich sehe ihn an und weiß im ersten Moment nicht, ob er sich lustig macht.

„Ernsthaft“, sagt er. „Ich stelle mir das vor wie den ersten Tag in einem Haus, in dem sechs Wochen niemand war. Stimmt das?“

Und dann erzähle ich es ihm. Von nassen Jacken, weil es am ersten Schultag immer regnet, immer, seit acht Jahren. Von Anspitzerspänen und dem Geruch von neuem Radiergummi und davon, dass die Kinder im September alle einen halben Kopf

größer sind und in der ersten Woche zu laut lachen, weil sie sich selbst noch nicht wiederhaben. Von dem Mädchen, das im letzten Jahr am ersten Tag in Tränen ausbrach, weil ihr Platz jetzt woanders war.

Er unterbricht nicht. Er sieht mich an, während ich rede, und er sieht nicht einmal am Zelt vorbei, obwohl da gerade jemand mit einem Tablett stolpert und alle hinsehen. Er sieht nicht hin. Sein Handy ist den ganzen Abend nicht in seiner Hand gewesen, und mir fällt erst jetzt auf, dass ich das gezählt habe.

„Und wenn es zu voll wird?“, fragt er. „In so einem Beruf muss es doch Tage geben, an denen es zu voll wird.“

„Dann fahre ich sonntags in die Schule“, sage ich, und im selben Moment möchte ich es zurücknehmen, weil es albern klingt.

„Und machen was?“

„Nichts. Ich stelle die Stühle herunter. Alle achtundzwanzig, obwohl das die Reinigungskraft macht. Ich sitze eine Stunde in dem leeren Raum, in dem es nach Wischwasser riecht, und keiner will was von mir.“ Ich höre mich reden und kann nicht aufhören. „Das gibt mir mehr als jeder Ratgeber, den mir jemals jemand geschenkt hat.“

Er schweigt eine Weile.

„Inseltage“, sagt er dann. „Sie bauen sich Inseltage.“

„Ich habe das noch nie so genannt.“

„Aber es stimmt?“

Es stimmt. Es stimmt so genau, dass es in der Brust zieht. Ich sitze auf einer kalten Steinbank neben einem Mann, den ich seit zwanzig Minuten kenne, und er hat für etwas, das ich seit

Jahren tue und niemandem erkläre, in vier Sekunden ein Wort gefunden.

„Und Sie?“, frage ich. „Haben Sie so etwas?“

„Ich fahre“, sagt er. „Nach schlechten Tagen fahre ich eine Stunde durch die Stadt, ohne Ziel, bis das Gesicht wieder meins ist.“

„Das ist dasselbe.“

„Ja“, sagt er. „Das ist mir gerade auch aufgefallen.“

Einmal flackert die Lichterkette am Zelt, und wir sehen beide hin und reden weiter.

Irgendwann kommen wir auf Mütter. Ich weiß nicht mehr, wie. Ich erzähle von meiner, die im Ruhrgebiet sitzt und mich freitags anruft und jedes Gespräch damit beendet, dass sie sich ja keine Sorgen macht, und dass genau dieser Satz mich jedes Mal drei Tage begleitet.

„Meine hinterlässt keine Nachrichten“, sagt er.

„Wie meinen Sie das?“

„Sie ruft an. Wenn ich nicht rangehe, spricht sie nichts auf. Und Tage später sagt sie: Du warst ja nicht erreichbar. Aber du hattest ja sicher Wichtigeres.“

Er sagt es ohne Bitterkeit, fast beiläufig, wie man von einer Eigenart erzählt, und dann sieht er auf seine Hände und lacht kurz.

„Entschuldigung. Das ist zu viel für eine Steinbank.“

„Nein“, sage ich, zu schnell.

Er sieht auf, und es ist das erste Mal an diesem Abend, dass er etwas nicht sofort weiß.

Später holt er mir vom Buffet ein Stück von der Zitronentarte, von der ich um zehn nur noch die leere Platte gesehen habe. Er stellt den Teller vor mich hin, ohne ein Wort, nur die Mundwinkel gehen kurz hoch, und ich frage: „Woher ...“

„Ich stand hinter Ihnen am Buffet, als Sie das der Braut zugerufen haben“, sagt er. „Da habe ich ein Stück beiseitegestellt. Hinter die Kaffeekannen. Sie waren den ganzen Abend so beschäftigt damit, sich um alle zu kümmern, dass für Sie selbst nichts übrig geblieben wäre.“

Ich esse die Tarte und höre ihm zu und denke: So fühlt es sich also an, wenn jemand einen ansieht und dabei nicht auf etwas anderes wartet.

Er verabschiedet sich vor Mitternacht, als das Feuerwerk noch nicht einmal begonnen hat. Kein Handy gezückt, keine Nummer verlangt. Er gibt mir die Hand, seine ist warm und trocken, und er sagt: „Danke für den besten Teil dieses Abends“, und geht über die Wiese zum Parkplatz, und ich sitze da mit einem leeren Teller und dem Gefühl, dass jemand eine Tür aufgemacht und wieder sanft geschlossen hat.

Auf der Heimfahrt, kurz nach eins, summt mein Handy an der Ampel. Eine Nummer, die ich nicht kenne.

„Ich habe Daniel um Ihre Nummer gebeten und bin dafür extra noch mal umgekehrt. Falls das übergriffig ist, sagen Sie es, dann war ich es nie. Aber ich musste an die Sitzkarte denken. Ihre eigene. Ich finde, jemand sollte sich bei Ihrem Namen die meiste Mühe geben, nicht die wenigste. Julian.“

Die Ampel springt auf Grün und ich fahre nicht los. Ich lese die Nachricht dreimal. Woher hat er meine Nummer, denke ich,

und dann: Daniel. Natürlich. Und ich merke, wie ich es durchwinke, wie man eine Kleinigkeit durchwinkt.

Hinter mir hupt keiner, die Straße ist leer, hinter keinem Fenster brennt mehr Licht. Ich sitze in meinem kleinen Auto mit den Händen am Lenkrad, und in mir ist eine Wärme, der ich sofort misstraue und die ich trotzdem behalten will.

Sonst schicke ich Lea von allem einen Screenshot. Seit fünfzehn Jahren, bei jedem Mann, nach jedem ersten Satz. Mein Daumen liegt schon auf dem Symbol. Dann lege ich das Handy weg. Diese Nachricht will ich eine Nacht lang für mich allein haben.

Ich denke: Endlich sieht mich jemand.

Kapitel 3 (Julian)

Ich stehe seit zwanzig Minuten am Rand von Daniels Hochzeit und niemand hier hat eine Ahnung, wie viel Arbeit es ist, mühe-los auszusehen.

Der Anzug ist richtig. Eine Spur dunkler als die der anderen Männer, kein Einstecktuch, die Uhr mit dem Lederband, nicht die mit dem Stahl. Auf Hochzeiten tragen unsichere Männer Stahl. Ich halte kein Glas, und ich stehe dort, wo das Licht der Lichterkette gerade noch hinreicht.

„Berger!“, ruft Daniels Bruder von der Bar herüber. „Immer noch am Arbeiten, oder was? Lächle mal, ist 'ne Hochzeit, kein Vertriebsmeeting!“

Ein paar Leute lachen. Es ist nichts. Es ist ein Witz unter Männern, ich weiß das, ich lache mit, ich hebe grüßend zwei Finger an die Schläfe. Und während ich lache, geht unter mir eine Klappe auf, und ich falle einen halben Meter, so fühlt es sich an, ein kurzer, lautloser Sturz, den niemand sieht. Vertriebsmeeting. Dieser ganze Abend, dieses Zelt, dieser lachende, weiche Daniel steht auf einem Abschluss, den ich ihm im Frühjahr gerettet habe. Keiner hebt sein Glas darauf. Auf mich hebt hier keiner ein Glas.

Meine Mutter hat heute Nachmittag angerufen, drei Minuten vor der Kirche. Ich habe im Auto gesessen und auf ihren Namen auf dem Display gestarrt und nicht abgenommen. Sie hat keine Nachricht hinterlassen. Sie hinterlässt nie Nachrichten, sie

hinterlässt Lücken, und dann, Tage später, sagt sie: Du warst ja nicht erreichbar, aber du hattest ja sicher Wichtigeres.

Ich atme. Ich sortiere mein Gesicht. Weiter.

An der Bar bedankt sich gerade ein Gast bei der Serviererin, ohne sie anzusehen. Ich habe mich den ganzen Abend mit Namen bedankt. Sarah, das steht auf dem Schild. Vorhin, auf dem Weg zu den Toiletten, habe ich sie hinter dem Zelt mit einer Kollegin rauchen sehen, und sie hat gesagt, halblaut, aber nicht halblaut genug: „Und dann der mit dem Namensschild. Sarah hier, Sarah da.“ Die Kollegin hat gelacht.

Sie hat es falsch verstanden. Freundlichkeit ist selten geworden, das ist alles. Ich habe es trotzdem eine Weile mit mir herumgetragen, wie eine falsche Zahl in einer sonst sauberen Kalkulation.

Der Rest ist Handwerk: einen Raum lesen. Tisch zwei, Daniels Chef, laut, rot, will bewundert werden, billig zu haben. Und Tisch sieben, am Rand, eine Frau in einem blauen Kleid, die seit dem Hauptgang dreimal aufgestanden ist, jedes Mal, um irgendetwas für irgendwen zu holen.

Die Frau im blauen Kleid ist interessant, und ich kann im ersten Moment nicht sagen, warum. Sie ist nicht die Schönste hier, das ist die Schwester der Braut, die es auch weiß und deshalb langweilig ist. Es ist etwas anderes. Ich sehe ihr eine Weile zu, wie man einem Handwerk zusieht.

Dann verstehe ich es: Alle hier nehmen von ihr, und niemand schaut hin. Sie rückt schief hängende Blumengläser gerade, sie bringt der lauten Tante Servietten, sie kennt den Ablauf besser als die Trauzeugin, und wenn jemand danke sagt, macht sie eine

kleine Bewegung mit der Hand, ein Wegwischen, als wäre sie es nicht gewesen. Sie glaubt nicht, dass man sie sieht. Sie hat aufgehört, damit zu rechnen.

Es ist wie an einer Tür vorbeizugehen, hinter der Licht brennt, in einer Straße, in der alle anderen Häuser dunkel sind. Man will hinein. Nicht einbrechen. Eingeladen werden.

Als das Blumenmädchen anfängt zu schreien, gehen alle Köpfe weg von dem Kind. Nur die Frau im blauen Kleid geht hin. Ich stelle mich in den Schatten am Zeltrand und sehe zu, wie sie aus einem tobenden Kind ein ernstes macht, mit nichts als einem Radiergummi und einer halben Geschichte. Niemand hat mir je einen Marienkäfer auf das Knie gesetzt. Meine Mutter hätte gesagt: Steh auf, es schauen Leute.

Der Gedanke tut auf eine saubere, aufgeräumte Weise weh, und ich merke, dass er mir gefällt. Ich stelle ihn zu den anderen Bildern, die ich von mir habe: der Junge, dem niemand half, der Mann, der sich alles selbst beibringen musste. Es ist eine gute Sammlung. Sie hat mich weit gebracht.

Dann kommt sie vom Zelt weg in die Dunkelheit, bleibt stehen, reibt sich den Rücken, und ich sitze wieder auf der Steinbank, auf der ich den halben Abend gegessen habe, die Kälte längst durch die Anzughose, und sehe ihre Silhouette gegen das Zeltlicht.

„Sie haben das großartig gemacht.“

Ich höre den Satz, während ich ihn sage. Ich habe ihn nicht ausgesucht, er war schon draußen.

Sie erschrickt, findet mich, ordnet mich ein. Ich rede über den Wutanfall, und irgendwo kommt das Wort elegant, und erst

als es draußen ist, merke ich, wo es gelandet ist: Sie wird ernst. Menschen werden ernst, wenn man sie an einer Stelle trifft, an der sonst nie jemand hinfasst.

Die Sache mit den Sitzkarten ist kein Trick, das ist das Komische. Es ist mir wirklich aufgefallen, beim Suchen meines Platzes, diese eine Karte, bei der die Schrift müder war als bei allen anderen, und ich habe eine Weile davor gestanden und gedacht: Da schreibt jemand seinen eigenen Namen wie eine Fußnote.

Sie fragt, woher ich Daniel kenne, und ich gebe ihr den Abschluss und nehme ihn im selben Atemzug wieder zurück. An dieser Stelle protestieren die meisten. Sie sagen: Aber das war doch Ihre Arbeit.

Marie sagt: „Und ärgert Sie das?“

Sie hat nicht widersprochen und sie hat nicht mitgeföhlt. Sie hat gefragt.

Ich sage, es ärgert mich nicht, und ich sage es leicht, und sie glaubt es mir nicht, und sie lässt es trotzdem stehen. Das ist neu. Ich lege es weg wie etwas, das man später braucht.

Und dann frage ich nach der Schule.

Ich frage nicht, was sie beruflich macht. Das weiß ich. Ich frage nach dem Geruch eines ersten Schultags, weil das die Art Frage ist, die niemand stellt, und weil ich weiß, was solche Fragen mit Menschen machen.

Dann antwortet sie, und ich höre zu, wie ich immer zuhöre: ganz. Die meisten Männer sind dafür zu faul, das ist ihr Fehler und mein Vorsprung. Sie redet über Regen und über Späne und über ein Kind, dem im September der Platz weggenommen

wurde, und dabei wird sie um zehn Jahre jünger, und irgendwo in der Mitte höre ich auf, es Arbeit zu nennen.

Hinter uns geht Geschirr zu Bruch. Im Zelt drehen sich sämtliche Köpfe. Ich drehe meinen nicht, und das ist kein Zug, ich vergesse es einfach. Zwei Sätze später fällt es mir auf, und ich rechne kurz nach, ob sie es bemerkt hat. Das ist der Unterschied zwischen ihr und mir: Sie zählt es und legt es weg. Ich zähle es und hebe es auf.

Aus ihren leeren Sonntagen baue ich das Wort Inseltage. Sie nimmt es, wie Menschen ein Geschenk nehmen, von dem sie nicht wussten, dass sie es sich wünschen, und das ist der Moment, in dem der Abend kippt und mir gehört.

Dann fragt sie zurück, und darauf war ich nicht vorbereitet.

Ich erzähle ihr vom Fahren. Von den Abenden, an denen ich eine Stunde brauche, bis ich wieder ich bin. Ich habe das noch nie jemandem gesagt, nicht weil es ein Geheimnis wäre, sondern weil nie jemand gefragt hat. Und als sie sagt, das sei bei ihr dasselbe, sitze ich da mit einem Satz im Mund, den ich nicht vorbereitet habe, und sage ihn trotzdem.

Der Fehler passiert bei den Müttern.

Sie erzählt von ihrer. Es geht um einen Satz am Ende jedes Telefonats, einen von diesen Sätzen, die klein aussehen und drei Tage dauern, und ich weiß sofort, was sie meint, und dann sage ich es. Die Nachrichten, die meine Mutter nicht hinterlässt. Die Lücken. Den Satz von den Wichtigeren. Ich habe das an keiner Stelle beschlossen.

Es wird still neben mir, und die Stille ist warm, und ich weiß in dieser Sekunde, dass ich gerade mehr erreicht habe als mit allem, was ich vorbereitet hatte.

Ich sage: „Entschuldigung. Das ist zu viel für eine Steinbank.“

Sie widerspricht, bevor ich zu Ende gesprochen habe. Und in mir macht etwas eine Bewegung, die ich nicht ganz mag: Ich verbuche es. Ich verbuche es mitten in dem Moment, in dem es wahr ist, und danach ist es nicht mehr nur wahr.

Ich drehe die Uhr am Handgelenk, einmal, zweimal. Sehen ist keine Sünde.

Und dann passiert die Sache mit der Tarte, und die habe ich nicht geplant, jedenfalls nicht so. Geplant war: Vorrat anlegen und später einlösen. Ich stand hinter ihr am Buffet, als sie der Braut das mit der Tarte zurief, und habe ein Stück hinter die Kaffeekannen gestellt, so wie man sich eine gute Antwort für später zurücklegt. Aber als sie das Stück isst und mit der Gabel in der Luft innehält und mich ansieht, länger, als Höflichkeit dauert, mit diesem offenen, warmen, deckungslosen Blick, da vergesse ich für eine Sekunde, warum ich hier sitze. Eine Sekunde lang bin ich einfach ein Mann auf einer Steinbank, neben einer Frau, die Zitrontarte isst, und es ist September, und das Gras riecht, und nichts an mir arbeitet.

Das macht mir mehr Angst als alles andere an diesem Abend.

Ich gehe früh, natürlich gehe ich früh. Man geht, solange der eigene Platz noch warm ist. Auf dem Parkplatz sitze ich im Auto und sehe mir im Rückspiegel beim Denken zu. Dann fahre ich noch einmal zurück und finde Daniel und frage nach ihrer

Nummer, und Daniel grinst dieses Grinsen, das Männer grinsen, wenn sie glauben, sie hätten etwas verstanden.

Die Nachricht schreibe ich dreimal. Die erste Fassung ist zu glatt, die zweite zu lang. Die dritte hat genau die eine Schraube locker, die eine Nachricht braucht, damit sie nicht klingt wie von einem Mann, der Nachrichten dreimal schreibt: der Satz mit der Mühe und ihrem Namen. Der Satz ist gut. Der Satz ist wahr, das ist das Beste daran, fast alles, was ich sage, ist wahr, nur die Reihenfolge gehört mir.

Zu Hause ist die Wohnung so leise, dass ich das Kühlschrankschrummen höre. Ich lege die Uhr in die Schale, stelle die Schuhe auf das Brett neben der Tür.

Auf dem Handy, neben ihrem Namen, steht noch keine Antwort. Vielleicht schläft sie schon. Ich stelle sie mir vor, wie sie die Nachricht im Bett liest, das blaue Kleid über dem Stuhl, und ich weiß nicht, ob es bei ihr so aussieht, aber so sehe ich es, und ich hoffe, sie lächelt dabei.

Dann sehe ich wieder diesen Blick vor mir, über die Tarte hinweg. Ohne Deckung. Auf mich gerichtet, auf mich.

So hat mich lange niemand angesehen.

Ich denke: Endlich sieht mich jemand.

Kapitel 4 (Julian)

Frau Kessler von der Einkaufsleitung hat in vierzig Minuten zweimal auf die Uhr gesehen, und ich habe noch keine Zahl genannt.

Wir sitzen im kleinen Besprechungsraum ihres Hauses, einem Raum ohne Fenster mit einem Wasserspender, der alle zwei Minuten blubbert. Es riecht nach dem Drucker nebenan, warm und ein bisschen scharf. Sie ist Mitte fünfzig, grauer Blazer, kurze Nägel, und sie hat mich hereingelassen, weil sie muss. Neben ihr sitzt ein junger Mann von der Fachabteilung, der eine Mappe vor sich hat, die er nicht öffnen wird.

Ich habe die Präsentation dabei. Ich werde sie nicht zeigen.

Bei Frau Kessler brauche ich zehn Minuten, um zu sehen, was sie hier nicht bekommt. Sie hat zweimal einen Satz begonnen und ihn beide Male abgebrochen, als der junge Mann von der Fachabteilung dazwischenging, und beim zweiten Mal hat sie danach die Hände in den Schoß gelegt. Und als sie von der Umstellung im Frühjahr erzählte, hat sie gesagt: „Das haben wir damals nachts gemacht.“ Wir. Nicht: das Haus. Nicht: die Kollegen. Wir, und dabei ist ihr Kinn einen halben Zentimeter hochgegangen.

„Darf ich etwas fragen, das nicht zum Termin gehört?“, sage ich.

Sie sieht auf. Der junge Mann sieht auch auf.

„Die Umstellung im Frühjahr. Wer hat die eigentlich gemacht?“

Sie fragt: „Wieso?“

„Weil ich mir vier Häuser Ihrer Größe angesehen habe, und keins hat das in einem Quartal geschafft. Ich habe die ganze Zeit gedacht, ich müsste wissen, wie Sie das gemacht haben, und nicht umgekehrt.“

Es dauert zwei Sekunden. Dann sagt Frau Kessler: „Wir haben zwölf Wochen lang durchgearbeitet. Ich hatte drei Leute. Drei.“ Und dann erzählt sie es. Sie erzählt neunzehn Minuten, mit den Händen, und sie erzählt Dinge, die mich fachlich nichts angehen, und ich unterbreche kein einziges Mal, auch nicht, als der junge Mann Luft holt, um etwas einzuwerfen. Der junge Mann sagt zweimal etwas Richtiges, und sie sagt beide Male: „Später, Herr Vogt.“

Am Ende sagt sie: „Sie sind der Erste von euch, der danach fragt.“ Und zwei Minuten später: „Neunzig Tage Zahlungsziel, sonst wird das nichts.“ Sie holt das heraus, weil sie es herausholen muss, das ist ihr Beruf, und ich gebe es ihr, weil ich damit gerechnet habe.

Ich weiß, dass ich der Erste bin, denke ich. Deshalb habe ich gefragt.

Und das ist die Sache, die mir keiner glaubt: Das Zuhören war trotzdem echt. Ich weiß immer noch, wie die drei Leute hießen. Es ist nur eben nicht das Einzige, was ich getan habe.

Wir kommen um zwölf auf die Zahlen und sind um zwanzig nach durch. Ich komme sieben Prozent über dem heraus, was Brückner mir als Untergrenze gegeben hat, und sie sagt Ja, ohne zu verhandeln, und beim Hinausgehen legt sie mir kurz die Hand auf den Ärmel, nicht länger als eine Sekunde.

Auf dem Parkplatz sitze ich im Auto und lasse die Tür offen und atme.

Es ist ein guter Termin gewesen, und ich fühle mich hinterher immer gleich: nicht stolz, sondern erleichtert, wie jemand, der eine Prüfung bestanden hat, von der er wusste, dass er sie bestehen würde, und der trotzdem nicht schlafen konnte. Die Erleichterung hält ungefähr bis zur Ausfahrt.

Um Viertel nach eins schreibe ich Marie.

Ich schreibe ihr morgens eine und abends eine, seit zwölf Tagen. Die morgens macht den Tag auf, die abends macht ihn zu. Dazwischen nichts. Das Dazwischen ist wichtiger als beide Nachrichten zusammen, das wissen die wenigsten. Wer den ganzen Tag schreibt, wird Geräusch. Wer zweimal schreibt, wird ein Termin, auf den man wartet.

Heute schreibe ich: „Ich hatte gerade einen Termin mit einer Frau, die seit zwanzig Jahren etwas sehr gut macht und der noch nie jemand dafür gedankt hat. Ich musste die ganze Zeit an Sie denken. Nicht, weil Sie sich ähnlich sind. Weil es derselbe Satz ist: Es hat noch nie jemand danach gefragt.“

Ich lese die Nachricht zweimal. Sie ist gut. Sie ist auch wahr, und ich merke, wie ich mich darüber freue, dass sie wahr ist, so wie man sich freut, wenn eine Rechnung zufällig aufgeht.

Dann fällt mir auf, dass ich das Wort Sie benutzt habe, obwohl wir seit vier Tagen beim Du sind, und ich lösche sie und schreibe sie neu.

Am Nachmittag ist Abteilungsrunde. Brückner geht die Zahlen durch, und als er zu Kessler kommt, sagt er: „Das lief gut, Berger, sehen Sie, wenn Sie die Präsentation richtig aufbauen,

kommt das an.“ Ich habe die Präsentation nicht aufgeschlagen. Ich sage nichts. Neben mir sitzt ein Kollege, Ostermann, sieben- undfünfzig, seit neunzehn Jahren dabei, der zum zweiten Mal in Folge unter Plan liegt, und er schreibt etwas in seinen Block, und als ich hinsehe, sind es keine Wörter, sondern Striche.

Nach der Runde steht Ostermann am Kaffeeautomaten und sagt: „Sie machen das gut, Berger. Ich weiß gar nicht, wie Sie das machen.“

Und ich könnte es ihm sagen. Es dauert vier Sätze, es ist kein Geheimnis, ich habe es mir selbst beigebracht.

Ich sage: „Zufall. Kessler hatte einen guten Tag.“

Er nickt und geht zurück an seinen Platz. Der Automatenkaffee ist zu heiß und schmeckt nach Pappe, und ich stehe da mit dem Becher und weiß genau, was ich gerade getan habe, und was ich denke, ist nicht: Das war gemein. Was ich denke, ist: Wenn er es könnte, wäre es weniger wert, dass ich es kann.

Der Gedanke ist da, bevor ich ihn beauftrage. Ich trinke aus und werfe den Becher weg.

Abends fahre ich nicht durch die Stadt. Zum ersten Mal seit Jahren fahre ich nach einem guten Tag direkt nach Hause, und in der Wohnung ist es still wie immer, und auf dem Handy liegt eine Antwort von ihr, die um sechs nach zwei gekommen ist, und ich habe sie seit sieben Stunden nicht gelesen, weil ich wusste, dass sie da ist, und weil das Wissen fast besser war.

Fast.

Lust auf die ganze Geschichte?

Wenn dir diese Leseprobe gefallen hat, dann entdecke, wie es weitergeht.

Scanne einfach den QR-Code oder nutze den Link, um direkt zur Bestellung zu gelangen:



Zum Buch